

# DESIDER KOSZTOLÁNYI

VON ALADÁR SCHÖPFLIN

Dem Namen Kosztolányis begegnete ich zum ersten Mal in der Wochenschrift »Magyar Szemle« (»Ungarische Rundschau«). Ursprünglich leitete das Blatt der katholische Priester Josef Kaposy, Präsident der St. Stephans-Gesellschaft, ein biederer Ungar. in streng konservativ-katholischem Geist, doch gab er darin auch der Jugend stets gerne Raum. So manchem der später zu Ruhm und Ehre gelangten jungen Talente erschloß er den Weg zur Öffentlichkeit. Später zog sich Kaposy zurück und überließ seinen Platz einem anderen katholischen Priester, Josef Gergely, der die Zeitschrift modernisierte, ihr Äußeres umgestaltete, ihre Spalten den Jungen der gärenden ungarischen Dichtung eröffnete und auf dem Gebiet der Literatur, der bildenden Künste und der Schauspielkunst einen kampf-lustigen Ton einführte. Hier traten Alexander Hevesi und Ladislaus Márkus für die Erneuerung des Bühnenstils gegenüber dem alten, deklamierenden Stil in die Schranken, andere wieder brachen für den damals in Ungarn noch unbekanntem Impressionismus in der Malerei die Lanze. Ihnen schloß sich auch der junge Kosztolányi an, der eben die Universität verlassen hatte.

Die Mitarbeiter des Blattes und ihr Freundeskreis kamen jeden Abend im Café Baross zusammen. Auch ich pflegte dieses Kaffeehaus zu besuchen, allerdings mit einer anderen Gesellschaft. Da fiel mir ein hochgewachsener junger Mann mit flatterndem Haar und etwas ungepflegter Kleidung auf, dem man es von weitem ansah, daß er ein Dichter oder irgend ein Künstler anderer Art ist. Er sprach laut und rasch, debattierte über Literatur und besaß allem Anschein nach unter seinen Genossen bereits Ansehen, denn sie hörten ihm gerne zu. Ich saß mit meinen Freunden etwas weiter entfernt, verstand daher nicht, was er sprach, nur zuweilen klangen Namen französischer Dichter, Verlaine, Baudelaire und anderer — damals die Ideale der jungen ungarischen Dichtergeneration — an mein Ohr. Ich erkundigte mich beim Kellner, wer dieser Jüngling sei, und erfuhr, daß er Desider Kosztolányi heiße und Journalist sei. Kurz darauf las ich seinen Namen unter einer, mit überschwinglicher Bewunderung und auffallender sachlicher Beschlagenheit geschriebenen Studie über den französischen Dichter Leconte de Lisle. Bald erschien auch Kosztolányis Gedichtsammlung »Zwischen vier Mauern«, über die ich in der »Vasárnapi Ujság« (»Sonntagszeitung«) eine anerkennende, kurze Besprechung schrieb. Nun erschien der junge Dichter selbst in der Redaktion, um sich vorzustellen; damit begann unsere persönliche Bekanntschaft.

Er war ein junger Mann von einnehmendem Äußeren; man hätte ihn schön nennen können, wäre er etwas gepflegter gewesen. Seine ganze Erscheinung verriet den Bohemien: das dicke Haar, das ihm in die Augen hing, der weite Kragenmantel, der zerdrückte Hut in der Hand,

sein ausgefranztes Beinkleid, an dem ein Hosenbein stets kürzer war als das andere und seine Schuhe, denen man es ansah, daß sie nicht jeden Tag sorgfältig geputzt wurden. Unter den damaligen jungen ungarischen Dichtern galt »Boheme« fast als verpflichtend, sorgfältige Kleidung erweckte den Verdacht, man sei nicht begabt. Kosztolányi sah man freilich die Begabung gleich an. Fast möchte man sagen, das Talent habe einen eigenen Duft, den man als besonderes Kennzeichen auf den ersten Blick spürt.

Von dieser Zeit an trafen wir uns zuweilen seltener, dann wieder häufiger. Kosztolányi brachte von Zeit zu Zeit ein Gedicht für die Sonntagszeitung und wir plauderten über literarische Dinge, auch davon, daß er die Staatsprüfung für Lehrer höherer Schulen bestehen möchte, woraus selbstverständlich niemals etwas wurde.

Er war ein junger Mann von lebhaftem Temperament und redete etwas ratschend. Stets sprach er von Literatur. Von den älteren, konservativen Dichtern hatte er eine üble Meinung, umsomehr war er sich seines eigenen Talentes bewußt; etwas Großtuerisches war in seinem Wesen, was aber niemals widerwärtig wirkte. Ich, der doch viel älter und gesetzter war, lächelte nur über ihn, doch lauschte ich ihm gerne. Allmählich schlifft sich diese Großtuererei ab; man tut eben nur so lange groß, solange man noch jung ist, sich die Anerkennung erkämpfen muß und um jeden Preis den Beweis erbringen will, daß man das Recht hat, von sich etwas Großes zu erwarten.

Die damaligen jungen Dichter durchwachten fast ausnahmslos die Nächte. Jeder hatte in dem einen oder anderen der Kaffeehäuser seinen Stammtisch, denn in jedem der bekannteren Cafés gab es einen Schriftstellertisch, wo die Literaten ihre Köpfe zusammensteckten, ihre Werke gegenseitig besprachen, erregt die Blätter lasen, die neuerschienenen Gedichte und Novellen prüften und recht strenge Urteile fällten. Worte wie Literatur, Talent, Gitsch waren bei ihnen gang und gäbe und weh dem, den sie unbegabt fanden. Dies aber taten sie ziemlich oft! Stundenlang konnten sie über ein Gedicht debattieren, als wäre es eine himmelschreiend wichtige Angelegenheit und waren fest davon überzeugt, daß es auf weiter Welt nichts Bedeutenderes gibt, als die Literatur; es gab eben nichts anderes, was sie interessiert hätte. So saßen sie denn im Kaffeehaus und debattierten miteinander bis in den Morgen hinein, dann begleiteten sie sich gegenseitig nach Hause, und da sie das Plaudern noch immer nicht lassen konnten, gingen sie nicht selten noch Stunden lang vor der Wohnung des einen oder anderen auf und ab. Es war dies allerdings keine gesunde Art zu leben, doch steckte auch etwas Gutes darin: das Gefühl der Berufung und das Bewußtsein der Bedeutung der Literatur blieb in ihnen wach. Kam dann der junge Titan endlich dennoch in das Bett, war er nicht nur mit Nikotin und schwarzem Kaffee gesättigt, sondern auch von dem Gefühl durchdrungen, daß er zum Teilhaber einer großen Sache wurde, indem er zum Aufblühen des ungarischen Schrifttums beiträgt und hoch über dem Alltag in einer ganz anderen Atmosphäre lebt, wie die übrigen Sterblichen.

Auf diese Weise verbrachte auch Kosztolányi den größten Teil seiner Nächte. Unterdessen lernte er viel, las und widmete sich Betrachtungen; ungestüm, hitzig und voll Ungeduld entfaltete sich in ihm der Dichter. Er wurde Journalist, Mitarbeiter des »Pesti Napló«, das ein äußerst un-

populäres Blatt war, es jedoch verstand, die Besten der jungen Dichtergeneration um sich zu sammeln. Später, nachdem sich Kosztolányi verheiratet hatte, brach er mit dieser nächtlichen Lebensweise, führte ein solides, bürgerliches Leben, ging nicht mehr so oft ins Kaffeehaus, wurde fast zum Stubenhocker und arbeitete viel. Er schrieb Gedichte, Novellen, Zeitungsaufsätze, übersetzte aus dem Französischen, Englischen und Italienischen. — all dies vortrefflich. Er war ein verlässlicher Arbeiter, konnte arbeiten und liebte die Arbeit. Auch der Journalistik konnte er Interesse abgewinnen und schrieb in verschiedene Tagesblätter: »Budapesti Napló«, »Világ«, »Pesti Napló«, in seinen letzten Lebensjahren in »Pesti Hirlap«, was Journalisten eben alles zu schreiben pflegen, vom Polizeireport zum Leitartikel. Doch verleitete ihn die Journalistik nie zu einer oberflächlichen, fahrlässigen Schreibweise. Im Gegenteil: hier erst entwickelte sich sein Stil; denn obwohl er stets aus dem Stegreif schreiben mußte, war es ihm immer um die Reinheit seines Stils zu tun, um den Rhythmus seiner Sätze, der Klarheit des sprachlichen Ausdrucks. Instinktiv leitete ihn dabei das ihm angeborene Talent und bewußt bildete er seinen Stil weiter aus. So wurde er einer der bedeutendsten ungarischen Stilkünstler. Auch heute noch bin ich der Ansicht, daß Kosztolányi die vollkommenste Verkörperung des Literaten war, jenes Menschentyps, der ohne jeden Vorbehalt völlig in der Literatur aufgeht, ganz, bis in das kleinste Glied hinein von Literatur durchdrungen ist, an nichts anderem Interesse findet, und dessen große Liebe die Literatur ist, der er sämtliche Erscheinungen des Lebens unterordnet. Es ist jene Menschenart, die die Literatur nicht nur macht, sondern sie auch erlebt, ihr mit ihrem ganzen Sein, mit Leib und Seele verschrieben ist, wie immer sich auch ihr Leben gestalten möge. Im früheren ungarischen Schrifttum war aller Wahrscheinlichkeit nach Franz von Kazinczy der Vertreter dieser Menschenart.

Kosztolányi spielte gerne, aber nicht die gewohnten Spiele, Karten, Schach oder Billiard. So gut ich weiß, fesselte ihn keines von diesen. Er spielte nur Spiele, die er selbst erfand. Es waren dies Spiele einer Dichterseele, an keine Gesetze gebunden denen aber stets ein literarischer Einfall zugrunde lag: eine erdichtete Gestalt, eine Lebenslage, eine komische Hypothese, allerdings unbegründet, die man aber von dieser und jener Seite beleuchtend, ein köstliches Spiel damit treibend, hin und her drehen kann. Sein bester Spielkamerad war Friedrich Karinty, der diese Art des Vergnügens ebenso liebte und stets voll tollster Einfälle war. An dieser oder jener Idee ergötzten sie sich wochenlang, zogen auch andere mit ins Spiel, die oft gar nicht merkten, daß sie schon mitten darin steckten. Beide verstanden es glänzend, sich gegenseitig zu necken und jeder wußte recht wohl, wie weit die Leichtgläubigkeit des anderen reichte, wann und womit man ihn fangen kann. Ihrer Phantasie, ihrem erfinderischen Geist und ihrem sprachlichen Können ließen sie freien Lauf. Sie machten sich über ihre Schriftstellerkameraden lustig und verschonten niemanden, am wenigsten natürlich sich selbst. Einmal z. B. erfanden sie einen Dichter, der niemals existierte, nannten ihn Geopardi, erdichteten ihm sogar eine Lebensbeschreibung, nach der dieser aus Australien gebürtig, englisch geschrieben hätte, frühzeitig gestorben, und erst nach seinem Tod entdeckt worden wäre u. a. m. Monate lang sprachen sie über ihn, zitierten

aus seinen angeblichen Werken, erwähnten ihn überall, wo immer sie herumkamen, in Gesellschaften und Dichterkreisen. Da gab es fast niemanden, der nicht auf den Leim gegangen wäre, sie aber lachten sich ins Fäustchen, wenn der eine oder der andere der Dichter, der stolz den Wohlunterrichteten spielte, wichtigtuerisch vorgab, die Werke Geopardis zu kennen. Sie brachten diesen auch vor die Öffentlichkeit und nannten seinen Namen in Zeitungsaufsätzen, als würde es sich von selbst verstehen, daß sein Name allgemein bekannt ist. Dieser Spaß borg tieferen Sinn: eines- teils wollten sie dadurch die menschliche Großtuererei an den Pranger stellen, die es nicht über sich bringt, ihre Unkenntnis einzugestehen; andererseits aber wollten sie den zweifelhaften Wert und das Entstehen des dichterischen Ruhmes in satyrischer Form darstellen. Der dritte im Bunde in dieser Geopardi-Angelegenheit war Michael Babits, der sich dabei köstlich amüsierte, und der eine Zeit auch mittat, als würde er Geopardi und dessen Werke kennen. Das allgemeine Ansehen, das Babits infolge seiner bewundernswerten Kenntnis der Weltliteratur genoß, verlieh somit der heiteren Mistifikation Glaubwürdigkeit.

Auch das Wort »Halandscha« war eine Erfindung Karinthy's. Mit Kosztolányi verstanden sie vortrefflich zu »halandschieren«: ungemein rasch schnurrten sie Wörter und Sätze herab, die überhaupt keinen Sinn hatten und erheiterten sich köstlich über andere, die mit Gesichtern zu hörten, als verständen sie alles. Diese Spiele hatten stets einen tieferen, entweder philosophischen oder satyrischen Sinn und leiteten die Gereiztheit ihrer Nerven ab.

Karinthy war Kosztolányi's vertrautester Freund, mit dem er im besten Einvernehmen am öftesten beisammen war. Man glaubte, Kosztolányi hätte eigentlich nicht viel für Humor übrig, obwohl er es liebte, heiter zu sein. In der Gesellschaft Karinthy's stellte es sich dann heraus, daß er dennoch Sinn für Humor hatte und dabei kam dann das ewig Kindliche seines Wesens zum Vorschein: er mischte Spiel und ernste Wirklichkeit kunterbunt durcheinander und ergötzte sich nicht nur über die Sonderbarkeiten anderer köstlich, sondern auch über die eigenen.

Wie ich bereits erwähnte, arbeitete Kosztolányi recht viel. Doch war er auch darauf angewiesen, es zu tun, denn er war arm und besaß nichts anderes, als seine Feder. Bis zu seinen letzten Jahren bezahlten ihn die Verleger nicht am besten. Unter seinen Werken hatte nur der Band »Klagen eines kleinen Kindes« einen bedeutenden Büchererfolg zu verzeichnen. Da mußte er denn allerlei Arbeiten auf sich nehmen, um Geld zu verdienen. Erst nach dem ersten Weltkrieg brachte er es so weit, daß er nicht mehr in Redaktionen, sondern in aller Behaglichkeit zu Hause, in seinem mit Büchern vollgepreßten Arbeitszimmer arbeiten konnte. Immer mußte er sich der Journalistik widmen, und erst nach seinem Tode erkannte man, was bis dahin nur die Eingeweihten wußten, daß seine journalistische Arbeiten, vor allem die aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, auch schriftstellerisch hervorragende Leistungen sind.

Kosztolányi liebte die Geselligkeit, aber nur die Gesellschaft seinesgleichen; unter Fremden fühlte er sich nur selten wohl, gewöhnlich war er befangen. Auch in der Gesellschaft von Ärzten fühlte er sich heimisch, denn ärztliche Fragen interessierten ihn ungemein. Schon als Studierender der Philosophie besuchte er zuweilen mit seinem Bruder, der Mediziner

war, die Kliniken. Als Laie eignete er sich manche medizinische Kenntnisse an und liebte es, sich mit ärztlichen Problemen auseinanderzusetzen.

Unter seinen Medizinerfreunden befanden sich auch einige Psychoanalytiker, deren Gesellschaft er besonders liebte. Er glaubte unerschütterlich an die Psychoanalyse und wandte diese selbst in seinem privaten Leben bei der Erziehung seines Sohnes an. Seine psychoanalytischen Kenntnisse gereichten ihm auch bei seinen Romanen und Novellen zum Nutzen; immer wieder merkt man bei der Darstellung seiner Gestalten Kenntnisse in dieser Richtung. Manche seiner Novellen erwecken sogar den Eindruck, als wären sie Veranschaulichungen eines psychoanalytischen Satzes. Den Selbstmord des kleinen Dienstmädchens in seinem Roman »Anna Édes« kann nur der restlos verstehen, der eine Ahnung von der Psychoanalyse hat. Eigentlich steckte auch in diesem lebhaften Interesse für ärztliche Fragen die Lust am Spiel, vor allem aber intellektuelle Neugier. Er liebte es, in das Leben und die Rätsel der Natur Einblick zu gewinnen, deren nur geahnte Geheimnisse seine Phantasie reizten; außerdem war in ihm auch das Verlangen nach Experimentieren lebhaft.

Schon zu seinen Lebzeiten war sein Einfluß auf die Dichtergeneration der Zeit von Bedeutung, gelangte aber nicht in die breiteren Schichten des Publikums. Richtig anerkannt wurde er erst nach seinem Tode. Sonderbarerweise aber waren es nicht die großen Dichtungen, die er mit vollem Ehrgeiz schrieb, denen er seinen Ruhm verdankte, sondern die kleinen Aufsätze in Tagesblättern, in denen er seine Gedanken über das Leben und seine Stellungnahme zur Welt zum Ausdruck brachte. Vor allem diese waren es, die ungemeines Interesse erweckten und die Aufmerksamkeit des Publikums auch auf seine anderen, größeren Werke lenkten. Diese Berühmtheit nach dem Tode ist ein bemerkenswerter Beitrag zur Psychologie der menschlichen Seele. Auch Kosztolányi mußte — gleich vielen anderen, großen ungarischen Geistern — zuerst sterben, damit seine Größe richtig erkannt und anerkannt werde.

Welche fürchterliche Qualen er in seiner schweren Krankheit erleiden mußte, ist dem europäischen Publikum im großen und ganzen bekannt. Denn er litt nicht so sehr körperlich, als seelisch. Er hatte eine unsägliche Angst vor dem Tod. Als ich ihn mit Babits zum letzten Mal im Krankenhaus besuchte, konnte er kaum mehr sprechen. Herzerreißend war sein Flehen, wir mögen doch etwas tun, damit er am Leben bleibe, ihm helfen, da er noch leben möchte. Er liebte das Leben und es war erschütternd, wie er daran selbst unter den furchtbarsten Qualen festhielt.

Es ist eine tragische Fügung des Schicksals, daß Kosztolányi und Babits, die ihre Dichterlaufbahn gleichzeitig begannen, deren Leben parallel verlief, die miteinander wetteifernd arbeiteten, eines ähnlichen Todes sterben mußten, unter den furchtbarsten Schmerzen, kurz hintereinander. Beide fielen dem Krebs zum Opfer; Babits hatte Kehlenkrebs, Kosztolányi erlag dem Mundkrebs, und beide mußten die äußersten Grenzen menschlichen Leidens kennen lernen.

Nun, da diese beiden großen ungarischen Lyriker nicht mehr sind, ist ihr Einfluß stets im Wachsen begriffen. Heute wissen wir sie mehr zu schätzen und erwähnen sie öfter. Beide wurden erst wahrhaft groß, seitdem sie nicht mehr unter uns weilen.